

IM FERNEN LAND ERLEBT

In fast allen Ländern der Erde wohnen Leute, die im Kreis Dinslaken geboren wurden. Das klingt etwas übertrieben. Die Kalenderredaktion aber hat selbst nach Anschriften gesucht und ehemalige Einwohner unseres Kreises in allen Erdteilen festgestellt. Viele unterhalten noch eifrige Beziehungen zu Verwandten und Bekannten in der Heimat. Manchem ist der Heimatkalender ein lieber Bote aus dem Land der Kindheit, wie so häufig ein Dankbrief aus der Ferne beweist. Der Heimatkalender möchte in Zukunft diese Verbindungen nach draußen noch weiter verstärken und die vielen Kreis-Dinslakener im Ausland in seinen Freundeskreis einbeziehen. Sie sollen von ihren Erlebnissen und Erfahrungen den Daheimgebliebenen erzählen. Den Anfang machen zwei Berichte aus Amerika und Afrika.

W. D.

Mit Don José auf den Momotombo

Heinz Lemm aus Voerde fuhr am 8. Januar 1953 als Kaufmann im Auftrag einer westdeutschen Stahlfirma nach Managua, der Hauptstadt des mittelamerikanischen Staates Nicaragua. Er erlebt hier die den Mitteleuropäer erregenden Reize eines tropischen Landes mit seiner üppigen Vegetation, den Urwäldern, Sümpfen und rauchenden Vulkanen. Er studiert die eigenartigen Sitten der Indios, beobachtet Schlangen, Pelikane und Alligatoren und lernt nebenbei noch Spanisch. Deutsche hat er auch schon eine Menge getroffen.

Da er begeisterter Fußballspieler ist (früher in der 1. Mannschaft von TV. Voerde), hat er sich als erster Deutscher in den Fußballclub von „Phillips“ aufnehmen lassen. Zweispaltige Schlagzeile in einer der letzten Zeitungs Ausgaben von Managua: „Phillips“ setzt Siegeszug im Fußball fort — Sonntagnachmittag „Ticos“ geschlagen. — Ein wahres Bollwerk bildeten Orozco, Lemm und Robledo.“

Lemm gedenkt zunächst ein Jahr drüben zu bleiben. Im folgenden erzählt er von seinem Versuch, mit seinen beiden Freunden José und Orlando den Vulkan Momotombo zu ersteigen:

„José prophezeite mir schon, daß das Boot bis zu dem auf der anderen Seite des Managua-Sees liegenden Momotombo

mindestens fünf Stunden brauchen würde. Die Überfahrt wurde zu einer Qual. Nicht nur, daß bei den engen Raumverhältnissen bald alle Glieder des Körpers schmerzten, nein, durch den starken See-



Heinz Lemm mit seinen beiden Begleitern

gang und das heftige Schlingern des Bootes, das man hier „lancha“ nennt, wurde bald die Hälfte der Passagiere seekrank, und die hiermit verbundenen Folgeerscheinungen machten einen Aufenthalt in dem nur durch schmale Ritzen mit Frischluft versorgten Raum mehr als unangenehm. Von einer Ecke in die andere wurden wir geschleudert, und ich war manchmal nahe daran zu glauben, das

kleine Boot würde den Gewalten des Sees nicht mehr standhalten können und von der nächsten Welle in die Tiefe gerissen werden.

Unter den gegebenen Umständen war ich froh, als das Boot auf der anderen Seite des Sees in einen etwa 30 m breiten Fluß einbog und in ruhigeres Wasser kam. Unbekannte Wasservögel, von denen ich nur Pelikane und eine Art Fischreiher erkannte, saßen auf kleinen Inseln, auf denen sich auch Riesenschildkröten in der heißen Sonne träge bewegten.

Nachdem unser Boot dreimal bei kleinen Siedlungen angelegt hatte, um die Menschen mit den nötigen Lebensmitteln zu versorgen, kamen wir bei Dunkelheit an unser Ziel.

Zunächst schauten wir uns nach einer Bleibe für die Nacht um. Auf einer großen Hacienda fanden wir sie. Als Lagerstatt stellte man uns vier Schreinerböcke zur Verfügung, auf die wir Bretter legen konnten. Das wäre alles schön gewesen, wenn uns nur die Ratten in der Nacht in Ruhe gelassen hätten. Ich habe in meinem Leben nicht so viele dieser ekelhaften Tiere gesehen wie in jener Nacht.

Ich war froh, als es am Morgen hell wurde und unser Bergführer Silvio, den wir am Abend vorher engagiert hatten, an die Tür klopfte. Von den zwölf Bananen, die sich auf das Fußende meiner Lagerstatt gelegt hatte, waren nur noch fünf da. Die anderen waren eine Beute der gefräßigen Ratten geworden.

Nach flottem Fußmarsch erreichten wir Silvios Haus, wo seine zahlreichen Geschwister meine Kamera und mich wie das achte Weltwunder bestaunten. Man setzte José und mir eine „tortilla“ vor, das ist eine Art Pfannkuchen, der aus einem einzigen trockenen Fladen besteht, und für den es in unserer Küche zu Hause keinen Vergleich gibt. Außerdem gab es eine Art Weißkäse, der mich rein äußerlich an unseren „Flutekees“ erinnerte, der aber so gesalzen war, daß ich nur wenige Bissen hinunterwürgen konnte.

Nachdem sich Silvio ein Gewehr, das

an unsere alten Donnerbüchsen aus dem 19. Jahrhundert erinnerte, besorgt hatte, und mit einer „Machete“ (Haumesser) und einer Wasserflasche ausgerüstet war, begann unser Aufstieg. Als vierter schloß sich noch Silvios fünfzehnjähriger Bruder unserer Expedition an. Beide hatten in ihrem Leben noch keine Schuhe an den Füßen gehabt und liefen barfußig über Stock und Stein.

Trotzdem Silvio den Weg kannte, mußten wir oft durch dichtes Unterholz, das aber mit Hilfe der Machete schnell durchhauen war. Die Vegetation war verdorrt und trocken. Kein Baum trug Blätter, die Schatten spendeten. Schlingpflanzen versperrten oft den Weg, und meist hatten die Sträucher spitze Dornen, welche die Haut und die Kleidung einritzten. Jedoch, ich wollte etwas erleben und mußte diese Unannehmlichkeiten schon mal in Kauf nehmen. Auf der Hacienda, die José und mich für eine Nacht beherbergt hatte, erzählte man uns, daß das Gebiet um den Momotombo voller Tiger und giftiger Schlangen sei. Ich will vorwegnehmen, daß ich weder die einen noch die anderen gesehen habe.

Nach mühsamem Aufstieg hatten wir gegen 10 Uhr eine Höhe von 800 m erreicht. Es gab hier keine Vegetation mehr, nur spitzes Lavagestein, dessen Blöcke zum Teil einen Durchmesser von 2 m hatten. Der Berg wurde steiler, das Klettern kräfteaubender und gefährlicher. Leider war schon jetzt das Wasser aus der „hicara“ verbraucht, und die Sonne brannte erbarmungslos auf den Berg. Trotzdem hatte ich den festen Willen, bis zur Spitze vorzudringen. Für zehn Meter brauchten wir etwa zehn Minuten. Dann mußte eine Pause eingelegt werden, die den Beinen und der Lunge die nötige Ruhe gab. Ich mußte feststellen, daß, je höher wir kamen, der Aufstieg umso gefährlicher wurde. Das Gestein war nicht mehr fest, sondern locker, und bei jedem Druck lösten sich kleine und große Brocken, um polternd in der Tiefe zu verschwinden. Je mehr es dem Mittag zu-

ging, umso mehr brannte die Sonne. Das Durstgefühl steigerte sich, und als gegen 12 Uhr in etwa 1000 m Höhe ein Gesteinbrocken José bald in die Tiefe gerissen hätte, da beschloß ich schweren Herzens, umzukehren, obgleich mir die Spitze greifbar nahe erschien und ich glaubte, von unserem Standpunkt aus einen Stein in den Krater werfen zu können.

Der Abstieg war ebenso kräfteaubend wie der Aufstieg, zumal die Sonne ohne Erbarmen auf uns herabschien und mein Gaumen völlig ausgedörrt war. Meinen einheimischen „Expeditions-Teilnehmern“ schienen die Strapazen weniger auszumachen, denn sie überwandten mit unveränderter Leichtigkeit und Behendigkeit jeden Höhenunterschied. Silvio fand sogar noch Zeit, einen Vogel zu schießen.



Frau Waltraud Britton (rechts)
vor ihrem Haus in Gwanda (Südrhodesia)

Eine affige Geschichte

Frau *Waltraud Britton* geb. Bruch wurde in Dinslaken auf der Elisenstraße geboren. Sie heiratete 1948 den Engländer Birl Britton und ging mit ihm nach Süd-Rhodesia in Zentral-Afrika, wo ihr Mann „constructor“ bei der englischen Eisenbahngesellschaft ist und Dämme baut. Sie bewohnt ein hübsches weißes Haus in Gwanda, mitten im Zulu-Land. Die Hausarbeiten besorgen ihre schwarzen Boys. Deutsch hat sie in den letzten vier Jahren nicht sprechen können. Sie hat aber bereits viele Bekannte unter den dort lebenden Weißen.

„Anfangs konnte ich mich gar nicht schicken, so allein als weiße Frau unter lauter Schwarzen, die für mich alle gleich aussahen. Aber man gewöhnt sich ja an alles. Heute fühle ich mich in Afrika trotz des tropischen Klimas so wohl, daß wir beschlossen haben, für immer dort zu bleiben.“ So erzählte sie bei ihrem letzten Besuch in der Heimat.

Barfüßig liefen die beiden Brüder über jeden noch so spitzen Stein, ohne auch nur eine Schramme davonzutragen.

Sehnsüchtig erwartete ich die erste Hacienda, wo es wieder Wasser gab. Sehnsüchtig dachte ich an die eisgekühlten Getränke in Managua, für die ich hier hundert Cordobas gezahlt hätte. Doch ich mußte noch einige Stunden warten, bevor sich meinen Augen ein Strohhäuschen bot, das ich fast taumelnd erreichte und wo ich nicht lauwarms, sondern warmes Wasser mit gierigen Zügen trank. Ich hatte keinen Blick mehr für die schmutzigen Flecken am Rande der Wasserschale, meine Augen sahen nur noch die labende Flüssigkeit, die so wohlthuend den trockenen Gaumen hinunterrann.“

Den Lesern des Heimatkalenders schrieb sie das nachfolgende heitere Abenteuer mit afrikanischen Affen:

„Man sage nicht, daß die Straßen in Zentralafrika schlecht sind. Sie sind aber „vom Winde verweht“ und mit Staub und Sand, sogar viel Sand bedeckt. Hier, wo sich die weiße Stadt und der Negerkraal verschmelzen, wo sich Urwald und Zivilisation überschneiden, ist man, sofern man Autobesitzer ist, keiner bestimmten Ordnung unterworfen wie auf einer europäischen Autobahn. Verkehrsschutzleute oder Streifen kennt man nur dem Namen nach. Auf Hunderten von Kilometern trifft man keine Menschenseele, auch keinen „Anhalter“. Sollte das letztere der Fall sein, welch ein Glück, wenn er unsere Einladung annimmt und mitfährt. Ich wage es gar nicht auszuwenden, daß es einmal ein Deutscher sein könnte. Leider war das bei meinen Kreuz- und Querfahrten durch Afrika in vier Jahren niemals der Fall. Ich warne aber jeden, der seinen Wagen nicht selbst reparieren kann, den Afrikanischen Busch zu befahren. Die nächste Reparaturstation kann Hunderte von Kilometern entfernt sein. Beim Verlassen des Wagens besorgen die Affen, die ihre Hauptsammelstellen an den Verkehrsstraßen haben, das Abschleppen.“

Im Januar 1953 waren mein Mann und ich auf der Fahrt nach Gwanda. Wir hatten die Nacht bei Bekannten verbracht und dort meine neue und teuer erstandene Thermosflasche mit heißem Tee gefüllt. Sie hat die Fahrt nicht überstanden, weil 180 km vor Gwanda die Straße von zwei Dutzend Affen gesperrt war, die sich dort sonnten. Ein Ausweichen in den Sumpf war nicht möglich. Trotzdem diese Schwätzer mit dem roten Hinterteil an sich nicht böse sind, ist es doch bei solcher Anzahl besser, sie nicht zu stören. Unsere Affen bewiesen eine unglaubliche Sachkenntnis beim Untersuchen des Wagens. Doch gelang es keinem, ein Teil abzumontieren. Mein Mann mit seiner afrikanischen Ruhe hatte sich bereits eine Zeitschrift zum Lesen genommen, während sich ein kleineres Exemplar der Affenfamilie zwischen uns beide geklemmt hatte und fortwährend Fratzen im Rückspiegel schnitt.

Vielleicht hätte der Aufenthalt noch länger gedauert, wenn nicht einer im Kasten die Thermosflasche entdeckt hätte. Den Deckel abschrauben, den Korken mit dem Mund herausziehen, den Inhalt in den Mund schütten dauerte nur einen Augenblick. Länger dauerte das Geschrei, als er den heißen Tee im Hals und sich den Mund verbrüht hatte. Trotzdem ließ er die Flasche nicht los und erklimmte mit wahrhaft affenartiger Geschwindigkeit den nächsten Baum. Mit ihm machte der ganze Trupp Stellungswechsel auf die Bäume. Während wir losbrausten, sah ich meine Flasche am Boden landen. Dem Geschrei auf den Bäumen nach hatten aber noch einige andere Affen von dem zwar süßen, aber heißen Tee gekostet. Freundinnen in Gwanda haben mir am Abend geraten, für die Affen an der Landstraße Spielbälle mitzunehmen. Das mag zwar stimmen, aber woher kriege ich im Innern Afrikas Gummibälle her.“

SEHR GEWISSENHAFT

Ein Dinslakener Händler sagte einmal zu seinem Angestellten: „Setzen Sie sich auf die Bahn und fahren Sie bis Haldern! Dann gehen Sie zu Fuß nach Wertherbruch. Da sind Sie gegen 12 Uhr. Lassen Sie sich da ein Beefsteak geben, und dann gehen Sie zum Bauer Krüsfeld und drehen ihm die dreihundert Zentner Kali an. Und dann geben Sie gleich ein Telegramm auf. Bis 3 Uhr muß ich Bescheid haben, daß wir die Ladung hinschicken können. Kann ich mich darauf verlassen?“

„Jawoll“, sagte der junge Mann und ging los.

Um 2 Uhr wurde dem Händler die Zeit schon lang. Um 3 Uhr hatte er immer noch keinen Bescheid. Um 4 kam endlich ein Telegramm:

„In wertherbruch kein beefsteak zu bekommen, drahtet was tun, piepenbrink.“